

Die Stadt der Romantik

Autor(en): **Schilling, Helmut**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 26

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641343>

Nutzungsbedingungen

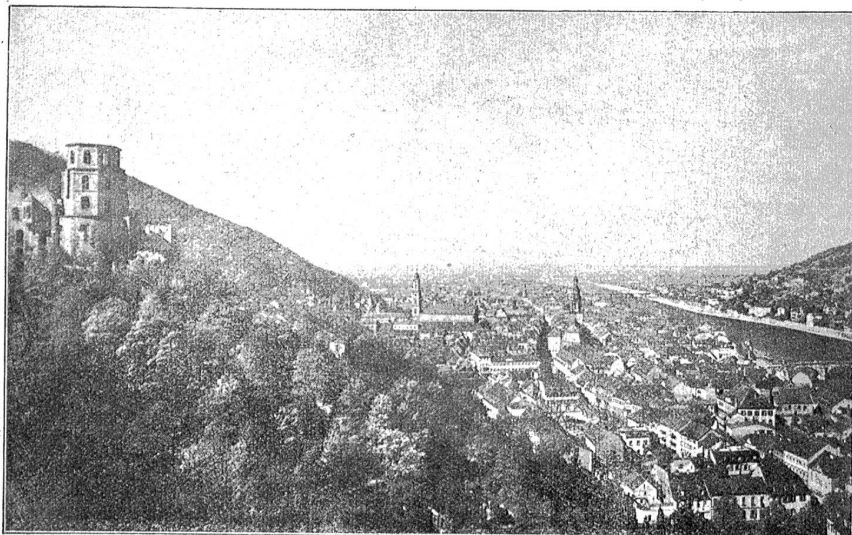
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Heidelberg. Blick von der Schloßterrasse.

das Erholen muß kurz sein, anregend zugleich; deshalb der Film und der häufige Kaffeehausbesuch bei Konzert und anderen Produktionen: Ansammlung der Menschen, wobei keine Besinnung zustandekommen kann; dann wieder nach beendigter Ruhepause die Arbeit, angestrengtes, selbstbewußtes Wirken.

So geht der Tag herum — und die Nacht bringt Schlaf oder Tumult und neuen Taumelrausch. Auch in den stillen Stunden der Dunkelheit keine Einsicht in das Nichtirdische, kein Suchen in den Werten seiner selbst. Aus dieser Erkenntnis heraus kann man ruhig zugeben, daß der heutige Mensch mit dem üblichen Lebenswandel nicht für die Romantik geschaffen ist, oder: er schafft keine Romantik aus sich heraus. Der Mensch ist so, auch in dem alten Sitze des heimlichen Raunens, des Mondfunkelns, des ehrfurchtigen Erinnern an frühere Größe, in Heidelberg.

Aber Heidelberg selbst, die Stadt mit den engen Gäßchen, den gotischen Kirchen, dem vielbesungenen Neckarflusse, dem Schloß und der waldigen, hügeligen Umgebung? Kann diese Stadt nicht noch dieselbe sein, mit ihren unaussprechbaren Reizen? Wer sagt, daß in ihr nicht immer noch heimliche Geister ihr Wesen treiben, daß sich der Zauber der Nächte nicht erhalten hat?

In der Tat: alles ist beim alten geblieben. Nicht Anbau von neuen Häusern, ganzen Quartieren, nicht Waldrodungen oder Steinbrüche haben das alte Bild zerrissen, sondern einzig der Mensch ist mit den Jahren als ein umgeschaffener Bestandteil eingetreten, er hat nicht mehr mitgemacht, ist mit seinen Gedanken weitergefliegen, hoch über die Tiefen des Empfindens hinweg bis zu den Gebirgen der Technik und des Handels. Ein stolzer Flug; aber ein Emporfliegen, das den Blick in die herrlichen Täler mit ihren ewigsprudelnden Quellen einbüßt. Und drunten blühen die zarten Blumen, und die Vögel sammeln sich zu freudigem Jubellied, und Blätter erleben den Wandel von Frühling und Herbst, — alles ungesehen von dem stolz Emporgeschwungenen. Ein großer, mächtiger, aber armer Fels!

Wie könnte einer behaupten, Romantik sei das Allein-Seligmachende, das Einzige! Aber Heidelberg — gerade die Ausnahme macht es so schätzenswert — lebt einmal in der Sphäre der Romantik; da ist es hineingewoben wie das Schloß im alten Märchen: Dornen rings herum, die tun weh. Deshalb Stille, unangestastet von der spitzigen Umwelt! Der Prinz, der glücklich erkennende, wird schon Eingefangen! So träumt diese Stadt, versunken in frühere Zeiten (sie hat schon viele hundert Jahre erlebt), und blickt mit schläfrigen Augen auf das rege Leben der Neuzeit. Besonders das Schloß ist das Symbol der Ruhe: Ein riesiger Bau, aus rotem Sandstein hochgerichtet, könnte er in der Mittagssonne feurig und zackig lebendig emporlodern, eine Glut des Lebens und der Kraft. Aber seine Mauern sind von Menschenhand und Blühesgewalt in sich zusammengefallen; schwer und müde liegt er, dunkler, weil die einzelnen hochragenden Gemäuer Schatten werfen. Alles wie eine letzte Glut der Brandstätte, die auch als Trümmerhaufen uralte Kraft verrät, ein Riese, nur durch des Himmels Macht zerschlagen. Hier ist Ruhe. Denn es kann die Weite des Schlosses kaum durch der Leute Reden erfüllt werden. So viele eilen hoch, den Bau zu besichtigen, und alle umfaßt er mit weitgreifenden Armen, sie mit seiner großen Ruhe packend! Er lehnt am Berge, nicht etwa fest auf dem Gipfel zum Himmel starrend — das wäre, nun anders gesprochen, Sturm und Drang — sondern in echter Romantik, ephemerum, zerstört, vom Alten erzählend.

uns zum Narren? Es ist Euch nachgewiesen, daß Ihr Unzucht getrieben mit der Frau eines andern, und Ihr laßt Eure Richter aus!"

Glanzmann spannte seinen Scharfsinn an; er war so mißtrauisch geworden, ahnte in jeder Frage eine Falle, dachte an den Rat des Pfarrherrn: „Seid klug wie die Schlangen!" Vorsichtig gab er zur Antwort: „Dann weiß ich nicht, was lüsterne und unzuchtige Frauen sind!"

„Geschicht", sagte einer der Richter.

„In den Büchern des Oberoltigers steht geschrieben", sagte der Vorsitzende, „daß die Ehe geheime Unzucht sei, die Unzucht einer ganzen Gemeinde untereinander aber sei der vernünftige Gottesdienst. Seid Ihr derselben Meinung wie der Oberoltiger, dann könnt Ihr ja füglich eine Buhlerin von aller Unzucht freisprechen!"

Samuel vergaß sich, rief laut in den Saal hinein und sah dabei einem der Richter nach dem andern drohend ins Gesicht: „Ich weiß nicht, welche Schriften der Oberoltiger hat ausgehen lassen, ich sah niemals eine davon. Und ich denke nicht wie er!"

Die Herren rückten unmutig auf den Stühlen hin und her, der Vorsitzende hielt Umschau in ihren Mienen. „Meine Herren, wir könnten hier das Verhör abbrechen!" Ein Rufen die Reihen entlang, ein Weibel trat aus einem Winkel und führte Glanzmann ab. (Fortsetzung folgt.)

Die Stadt der Romantik.

Ich meine Heidelberg, die Stadt, in der sich unsere großen Dichter alle aufhielten, dort im Studium Klarheit erstrebten und statt dessen allzu oft die Einflüsse des Unklarheits, des ewigen ziellosen Suchens über sich ergehen lassen mußten, zu allen Zeiten, Brentano und Arnim und Gottfried Keller und die vielen, vielen Strebenden.

Ob auch heute noch der Hauch der Romantik über dieser Stadt schwebt? Manch einer möchte kurzweg sagen: Nein! Denn die Zeiten sind andere geworden; das deutsche Volk steht viel zu sehr unter dem Eindruck des letzten Krieges, als daß es Vertreter besitzen könnte, die da noch weltfremd staunen und singen und sinnen. Die Erkenntnis der Wirklichkeit besteht mehr denn je; schneller als in früheren Zeiten sucht der Student eine verdienstreiche Stellung zu erlangen, so daß ihm die Stunden nur zur Arbeit schlagern;

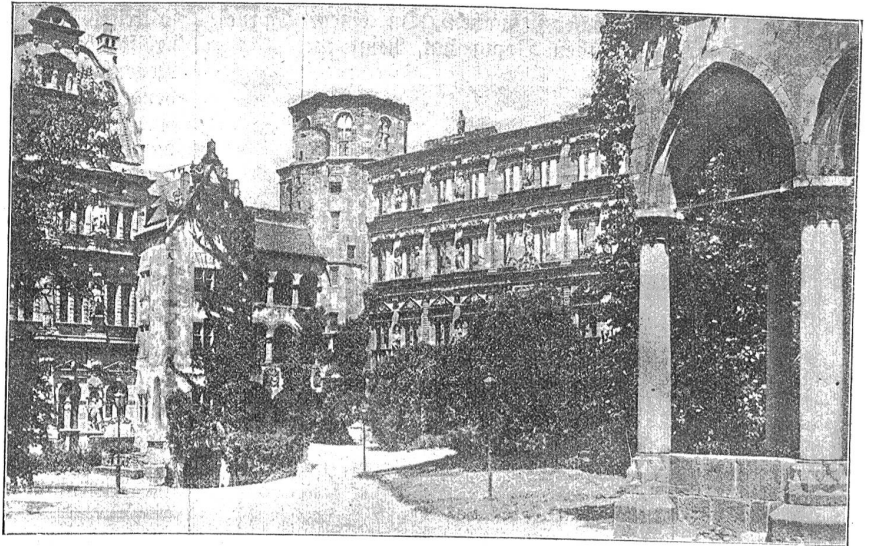
Die Bilder zeigen Heidelberg stets im Mondenschein: der silberpiegelnde Fluß, glänzende Dächer zwischen dunkeln Winkeln, das Schloß im Hintergrunde, wie ein lichtüberstrahlter Eingang zum Innern des Berges. Vor dem Monde ziehen schwere Wolken durch, eine Barrikade vor dem Himmel, der seine nächtliche Leuchte nur auf den kleinen Fleck Erde, wo das Undefinierbare, das immerfort zu Suchende heimisch ist, strahlen läßt. Heidelberg könnte auch heute noch zur Nachtzeit als ein Riesenspielzeug betrachtet werden, eingebettet zwischen die Hügel des Odenwaldes, doch gerade so am Rande desselben gelegen, daß der Kontrast mit der weiten Rheinebene besonders hervorgehoben wird. Es hat so gar nichts Großes an sich, lautere Bescheidenheit, die andere Städte mit ihren hellerleuchteten Straßen oder den großen Schattenwürfen und den breiten Hausfassaden nicht kennen. Dabei sind die Häuser Heidelbergs keineswegs schön oder besonders alt, bei Tage gesehen sogar erschreckend unschön. Und doch diese Vertrautheit mit früheren Zeiten und mit der Anmut! Ein romantisch unbegründetes Sein, das man gläubig annehmen muß. So wirken auch romantische Erzählungen in ihrem ungeordneten Aufbau in einer anmutigen Art.

Heidelberg hat als Stadt der Romantik von jeher nur dann ein einheitliches Bild, wenn die Umgebung mit hineingezogen wurde. Denn wenn an ihm das Versteckte und Verschlafene besungen wird, muß wie bei einem richtigen Versteck notwendigerweise das Umhüllende, Bergende mitbetrachtet werden. Je heimlicher das Verborgene in der Romantik umgeben ist, desto reizvoller ist es. Die Wälder um Heidelberg herum haben allerdings nicht nur Düsteres, sie haben vielmehr alles!

Edele Wellenzüge der Hügel, aufgerissenen, felsigen Trümmerboden, Moosteppich, erhebende Fernsicht und engbegrenzte, tiefelegene Matten; immer hochstämmiger Wald, mit den Farbenharmonien des Laubes. Daher der stetige Stimmungswechsel im Naturerleben, die Anregung der verschiedenartigsten Phantasien, — Romantik!

Wenn nun auch heutzutage das Erleben der Romantik ein geringes ist, hat man nicht dennoch die Denkmäler früherer Dichter in der einen oder anderen Form weiterbestehen, daß etwa Lieder der Romantiker gesungen werden? Nein, ebenso wenig wie man Mänschen in dem Straßenleben die Künstlerstadt ansieht. Das Leben fließt durch die Gassen, allen Idealismus bar; nicht einmal daß die Bürgerschaft an einer Tradition der Dichterverehrung festhielte. Einzig einer Tradition bleibt sie treu, das ist die der Unhänglichkeit an die Studenten. Wohl reden diese viel von den Zeiten nach 1800, aber das kommt daher, daß sie in Burschenschaften und Corps an alten Ueberlieferungen hängen, die viel Romantisches in sich schließen, jedoch auf moderne Art unromantisch ausgelegt werden. Romantik soll ja nicht heißen: überlebt. Es gibt immer eine solche, die echt erfüllt ist und den Empfindenden über unvollendete Entwicklungsstufen emporführen kann.

Sollten Schillerfragen und flatternde Locken Anzeichen für romantisches Denken und Dichten sein, so wäre es um Heidelberg in diesen Zeiten gut bestellt, denn in der dortigen studentischen Jugend befinden sich so viele Jünglinge mit hoher Stirn und vertrautem Blick, daß man an große kommende Tage glauben möchte, in denen man wieder die eigenartigen, schwer wiederzugebenden Reize des Redartales entdecken und besingen wird. Es mögen aber auch naturliebende Wandervögel sein, die die Schönheit des Landes in sich aufnehmen, freie Menschen, die stille vor dem alten



Heidelberg. Der Schloßhof.

Immergleichen stehen und das Erlebnis unausgesprochen in sich tragen. Dieses Erleben muß nicht romantisch sein; es ist nur wertvoller als das der vielen anderen, die mit blinden oder übersättigten Augen ihren Weg gehen. Jedenfalls kommt der Geist dieser Jünglinge demjenigen der alten größeren Zeit am nächsten.

Scheffel war einer derer, die frohen Sinnes besangen und verkündeten, was zu Heidelberg an Schönheit offen liegt. Burschenlieder, Liebesweisen, Hymnen an die Natur waren ihre Werke, die jeden andern miterleben ließen, jeden auf das herrlich ausgebreitete Schöne aufmerksam machten; — aber das, was nicht sogleich gesehen wird, was nur erfüllt und geahnt werden kann, das heimlich Romantische, mag nicht laut besungen werden. Es ist da, und doch nicht offenkundig, weil es sich mit verhüllendem Reiz umgibt. Es ist wie etwas ewig Wartendes, bescheiden und groß, so wie die Burgruine, die ruhig in die öde Weite blickt, aus der die Fremden alle kommen müssen; zu Füßen den Fluß, der hinauszieht und draußen von der trauten Heimat erzählt, nicht aufdringlich, nur träumend — von dem grün überwachsenen, eingeschlummerten Ort der alten Romantik.

Helmut Schilling.

Der Johannistag im Volksglauben.

Der Johannistag mit seinen uralten Gebräuchen und dem Aberglauben haftet noch immer als geheimnisvolles Erbgut unserer Väter im Volke. Am Johannistag (24. Juni), dem Tage des Johannes dem Täufer, treibt man vielerorts die Rüge von den Maientänschen auf die höher gelegenen Alpen. So ist es auch im Eifischtal im Wallis der Fall. Einige Tage nachher steigt der Pfarrer von Biffon auf die Alpen und segnet sie ein. Dafür gehört ihm die Milch, welche sämtliche Rüge der eingesegneten Alpen am dritten Sommerstag geben. Aus derselben bereiten die Sennen einen fetten Käse.

In vielen Nebgebieten der Ostschweiz spielt der Johannistag ebenfalls noch eine Rolle. Die Rebleute sind bestrebt, auf diesen Tag alle vorkommenden Rebearbeiten zu erledigen, denn mit dem Johannistag sollen die Reben mit dem Blühen beginnen und der Rebbauer sagt: „3'Johanni us de Rebe goh und Trube blüie loh.“

Sodann redet man dem Johanni nach, daß man an diesem Tag nichts Außergewöhnliches unternehmen soll. Man müsse am Johannistag immer auf der Hut sein, denn Unholde und Dämonen der Erde und der Luft heischen ihre Opfer, daher soll niemand auf einen Kirschbaum steigen, oder baden gehen, eine Bergtour machen oder im